

Das christliche Menschenbild – was ist das eigentlich?

Referat beim Prälatenempfang am 21. Mai 2011

Prälat Hans-Dieter Wille, Heilbronn

Verehrte Damen und Herren jedweder Bedeutung, Rollen, Funktionen, Ämter und Entscheidungsebenen, mit mehr oder weniger großem Bekanntheitsgrad, liebe Mitmenschen, liebe Brüder und Schwestern!

Schon mit der Anrede, die ich bewusst etwas ausgeweitet habe, ist das Thema dieses Vormittags berührt. Denn allein schon in einer Anrede kommt zum Ausdruck, welche ganz unterschiedlichen Menschenbilder uns leiten, welches Bild dieser oder jener Mensch ausstrahlt, dem wir heute morgen begegnen – hoffentlich gern begegnen und welchem Bild der oder jener Mensch entspricht, das wir von ihm oder ihr uns gemacht haben. Gerade diese eher uns kaum bewussten Menschenbilder leiten und bestimmen uns mehr, als wir merken.

Und das geht bekanntlich bis in unsrer allernächsten Beziehungen hinein.

Und so heißt der 1. Abschnitt meines Vortrags

1. Die permanente Versuchung, sich Bilder voneinander zu machen

„Was machen Sie, wenn Sie einen Menschen lieben?“ wird Herr Keuner von einem Bekannten gefragt. Diese Frage steht in Bertolt Brechts Hauspostille. Also:

„Was machen Sie, wenn sie einen Menschen lieben?“

„Ich mache einen Entwurf von ihm“, sagte Herr Keuner. Und Sorge dafür, dass er ihm ähnlich wird.“

„Wer? Fragt der Andere, „der Entwurf?“ – „Nein“, sagte Herr Keuner. „Der Mensch!“

Wir sind permanent dabei, Entwürfe, Bilder von Menschen produzieren, mit denen wir es zu tun haben, mit der bewussten oder unbewussten Hoffnung, die realen Menschen möchten dahinein passen. Einigermaßen.

Es sind oft ideale Bilder, Bilder von dem, was ein Freund, eine Freundin ist oder sein sollte. Es sind vor allem auch Feinbilder.

Gestehen wir sie uns ruhig ein - auch unsere Feindbilder, Bilder von Menschen, mit denen wir ungern zu tun haben, mit denen wir fertig sind, die für uns gestor-

ben sind, wie wir sagen. Aber mit ihnen beschäftigen wir uns mehr, als wir eigentlich wollten, mehr als es uns lieb sein darf. Und tun wir nicht so, als könnten wir mit allen und alle müssten es mit uns können mit uns.

In der Kirche, im kirchlichen Betrieb sind wir manchmal in der Gefahr, dass Dauerlächeln zum stehenden Gesichtsausdruck zu erklären, ein Gesicht, das schnell zu einer Maske erstarrt.

Wir sind umstellt von solchen bereits maskenhaften Menschenbildern und den entsprechenden eingespurten Verhaltensweisen, die unveränderlich scheinen.

Menschen werden dabei fixiert wie die Fliege im Bernstein, eingesargt, müssten wir besser sagen. Die Orientierung wird dadurch leichter – und das Reaktionsmuster auch.

Aber nur scheinbar und nur auf den ersten Blick.

Der - bei dieser Partei. Die - in dieser Gruppe. Der - mit dieser Herkunft. Oder diejenigen mit dieser Frömmigkeit.

„Sage mir, zu wem du gehörst, woher du kommst, was aus dir geworden ist, wen oder was du repräsentierst - und ich sage dir, wer du bist.“

Wir haben unsere festen Vorstellungen, unsere meist unverrückbaren Bilder von unseren nahen oder auch fernen Nächsten, Bilder, die oft mit großen Erwartungen verbunden sind und bald zu noch größeren Enttäuschungen führen.

In unseren persönlichen Leben ist das so. Im politischen Leben nicht weniger. Auch eine neue Regierung wird von beidem, von den Erwartungen und von den auf dem Fuße folgenden Enttäuschungen nicht verschont bleiben. Gut, wenn sie darauf vorbereitet ist, wenn wir, die Bürger und Bürgerinnen darauf vorbereitet sind.

Wir sind umstellt von Menschenbildern und fast täglich kommen neue dazu; seltener verändern sich alte. Wer von einem christlichen Menschenbild spricht, kann das nur tun, wenn er die bereits vorhandenen Bilder, die Menschen voneinander haben oder zu haben meinen, wahrnimmt – und sie bei dieser Gelegenheit – und heute Morgen wäre vielleicht eine solche – sie überprüft. Nur ein paar Wenige. Stimmen sie noch - diese Bilder? Müssten sie nicht schon längst übermalt, da und dort korrigiert oder einige von ihnen vielleicht schon längst abgehängt werden – zum Sperrmüll?!

Das gilt möglicherweise auch für das Bild, das wir von uns selber haben, das ich von mir habe.

Morgens – zum Beispiel -, wenn wir in den Spiegel schauen. Bin ich der oder diejenige, die ich einmal sein wollte, sein sollte? Kommt das Gesicht, das ich da etwas seitenverkehrt vor mir sehe doch irgendwie bekannt vor? Welche Hoffnungen, welche Frustrationen sind in dieses - mein - Gesicht geschrieben?

Oder vermeide ich lieber diese Sicht auf mich selber – und habe Gründe dafür? Erkenne ich mich wieder oder bleibe ich mir selbst im Letzen eine Fremder, eine Fremde?

„Wer bin ich?“

Dietrich Bonhoeffer hat in seiner Zelle – in gewiss außergewöhnlicher, lebensbedrohlicher Lebenslage diese Frage gestellt. Aber es gibt Menschen, die – auch wenn sie nach außen ein Bild der Gefasstheit und der Ruhe abgeben – auch so sprechen könnten

„Wer bin ich...“

Wer bin ich?

Bin ich das wirklich, was andere von mir sagen?

Oder bin ich nur das, was ich selbst von mir weiß?

*Unruhig, sehnsüchtig, krank, wie ein Vogel im Käfig,
ringend nach Lebensatem, als würgte mir einer die Kehle,
hungernd nach Farben, nach Blumen nach Vogelstimmen,
dürstend nach guten Worten, nach menschlicher Nähe,
zitternd vor Zorn über Willkür und kleinlichste Kränkung,
umgetrieben vom Warten auf große Dinge,
ohnmächtig bangend um Freunde in endloser Ferne,
müde und leer zum Beten, zum Denken, zum Schaffen,
matt und bereit, von allem Abschied zu nehmen?*

Wer bin ich? Der oder jener?

Bin ich denn heute dieser und morgen ein anderer?

*Bin ich beides zugleich? Vor Menschen ein Heuchler
und vor mir selbst ein verächtlich wehleidiger Schwächling?*

*Oder gleicht, was in mir noch ist, dem geschlagenen Heer,
das in Unordnung weicht vor schon gewonnenem Sieg?*

Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.

Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott!

2. Meine Menschenbilder und Gottes Bild von mir.

Wir Menschen als Gottes Ebenbild

Wer vom christlichen Menschenbild redet – und deswegen habe ich diesen Text von Bonhoeffer zitiert, der redet nicht allgemein, wie es meist geschieht, sondern der redet wie Bonhoeffer konkret, konkret von sich selbst. Die Wahrheit ist immer konkret. Der schaut – so anstrengend das auch sein mag – gewissermaßen sich selbst ins Gesicht, der schaut erst einmal seine eigenen Selbst-Bilder an, seine „Entwürfe“, mit denen er vor sich und vor anderen gern glänzen wollte; aber auch jene Bilder mögen darunter sein, die wir in der Regel ungern nach außen zeigen, aber die zu unserem Selbst-Bild dazugehören. Unbedingt.

Wer vom christlichen Menschenbild redet, meint – wie es Bonhoeffer tut – jenes sehr uneinheitliche, ungeschönte, aber darum wahrhaftige, ehrliche Bild, das wir selbst von uns haben. Wer vom christlichen Menschenbild redet, der muss sich nichts vormachen, der vermag im Blick auf sich selbst, ehrlich zu sein. Ehrlich - mit Gottes Hilfe.

„Wer bin ich? Einsames Fragen treibt mit mir Spott.

„Wer ich auch bin, Du kennst mich, Dein bin ich, o Gott.“

Wir alle wissen, unter welchen Druck, unter welchen verdammten Druck uns die Bilder bringen können, Bilder, die wir von uns selber entworfen haben.

„So sollst du sein, so müsstest du sein! So möchten dich die anderen sehen. So sollten dich die Anderen sehen.“ Wir sind umstellt nicht nur von den Bildern und Erwartungen, die *Anderer* an uns stellen. Genauso beschäftigen uns unsere Selbstbilder. Diese vielleicht noch mehr.

„Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zu *seinem* Bilde, wie es in der neueren Lutherübersetzung heißt. Zum Bilde Gottes schuf er ihn.“

Auf dem Hintergrund unserer bisherigen Gedanken geschieht hier etwas Überraschendes. Der Blick geht jetzt nicht mehr nur auf meine Selbst- und Fremdbilder, die mir täglich zu schaffen machen, um die ich dauernd bemüht bin in Bestätigung oder Korrektur; der Blick geht nicht nur auf mein Image, das ich bei anderen habe

oder gern hätte. Sondern: schon auf den ersten Blättern der Bibel, bei der Erschaffung des Menschen geht der Blick in eine ganz andere Richtung. Nicht *ich* bin es, der zuerst ein Bild von mir und meinen Nächsten entwerfe, sondern Gott, mein Schöpfer will mich in einem, nämlich in *seinem* Bilde sehen, das er für mich entworfen hat.

Es sind – nach Überzeugung unsres Glaubens – also nicht jene Bilder, die wir von uns selbst und die Andere von uns haben, sondern das Bild, das Gott selbst – und zwar für jeden von uns – entworfen hat.

„Gott schuf den Menschen...“

Keinen Idealmenschen. Auch kein Bild von einem Menschen, in das jeder und jede von uns noch hineinwachsen müsste. Sozusagen.

Ebenbild Gottes wäre dann eine Art Rahmenvorgabe.

Das ist nicht gemeint. Und dass das *nicht* gemeint ist, können wir an der Geschichte sehen, die der Erschaffung des Menschen folgt: an der sogenannten Sündenfallgeschichte. Auch der „gefallene“, auch der sündig und schuldig gewordene Mensch bleibt Gottes Ebenbild. Auch durch seine Schuld hat er es nicht verwirkt. Was man hätte erwarten können.

An zwei biblischen Szenen wird das deutlich. Einmal: Die beiden schuldig gewordenen Menschen werden zwar aus dem Paradies vertrieben, aber Gott kümmert sich weiter um sie. „Und der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.“

Ein kleiner Satz, aber was für ein Signal. Und dieses Signal heißt: Auch der schuldig Gewordene wird nicht verdammt, sondern kann mit Gottes Fürsorge und Barmherzigkeit rechnen.

Und – noch erstaunlicher verläuft die Geschichte von Kain, dem Brudermörder. Kain erschlägt seinen Bruder aus Eifersucht, weil er sich nicht in gleicher Weise von Gott anerkannt fühlt wie sein Bruder. Gewalt aus einer Erfahrung des Gekränktheits, aus der Erfahrung einer tatsächlichen oder nur vermeintlichen Kränkung.

Wir kennen das. Ganze Völker pflegen die Erfahrung einer Kränkung, die oftmals Generationen zurückliegt, aber immer noch erlebt wird, als sei sie gestern geschehen. Der Nahe Osten und andere Regionen der Erde, wo Krieg und Terror das Geschehen bestimmen, sind Beispiele für solche nicht heilenden Kränkungs-geschichten.

Wir selber können die Kränkung, die uns mal ein Lehrer vor Jahrzehnten zugefügt hat, nicht vergessen. Und die alte Wut steigt wieder in uns auf.

Kains Tat bleibt nicht ungesühnt: „unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden...“ Aber Kain wird nicht zum Freiwild der Rache durch die Anderen.

„Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, dass ihn niemand erschläge, der ihn fände.“ (Gen 4, 15).

Das Kainzeichen ist ein Friedenszeichen, das die Kette von Gewalt und rächen-der Gegengewalt unterbricht und beendet. Kain wird nicht erschlagen, sein Leben wird nicht nur verschont, sondern bekommt einen neuen Horizont, einen Horizont der Hoffnung: „Und Kain erkannte sein Weib; die ward schwanger und gebar den ‚Heno‘.“ (Gen 4, 17) Kains Leben hat wieder einen Sinn und ein Ziel zurück gewonnen. Und dann – so wird weiter berichtet – „baute“ er sogar „eine Stadt, die er nach dem Namen seines Sohnes Heno‘ benannte.“ (Gen 4, 17) Der asoziale Brudermörder wird zum Gründer eines Gemeinwesens, einer Stadt, in der die Bürger weder vor Einheimischen noch vor Fremden Angst haben, geschweige denn um ihr Leben fürchten müssen.

Zum Wesen eines christlichen, biblischen Menschenbilds gehört es, dass auch der Gescheiterte, an sich selber Gescheiterte durch Gott die Möglichkeit eines neuen Anfangs erhält. Die böse Tat muss einen Menschen nicht ein Leben lang verfolgen.

Der Begriff „Gottesebenbildlichkeit“ meint also letztlich nicht nur ein Bild, sondern eine Beziehung. Gott hält diese Beziehung zur mir, seinem Geschöpf aufrecht, auch dort, wo ich scheitere, auch dort, wo ich schuldig werde.

Das führt zu einem dritten Gedanken:

3. Was ich vor Gott und vor den Menschen bin, wird weder durch meine Leistungen noch durch meine Fehlleistungen definiert

„Sage mir, was du tust oder getan hast - und ich sage dir, wer du bist.“

Unser Dasein ist geprägt von der Erfahrung: Das, was wir tun oder unterlassen, entscheidet darüber, wer wir in den Augen der Anderen *sind*, als Person sind, was wir ihnen wert sind.

Das Wort „Wertschätzung“ ist das Wort, das nach meiner Beobachtung in unserer Gesellschaft, auch in unserer Kirche in das Zentrum gerückt ist, ein Wort, um das sich fast alles zu drehen scheint.

Wir sind in einer Kultur, in der der einzelne in einer bestimmten Werteskala eingeordnet wird. Es ist nicht nur der Geldwert, der das Vermögen eines Menschen bestimmt („Vermögen“ kann ja auch etwas ganz anderes bedeuten) sondern - fast gleichrangig und damit oft verknüpft: Der Grad der Anerkennung hängt in der Regel an einer Art *Öffentlichkeitswert*. Auch die beruflichen und privaten Beziehungen sind von solchen gegenseitigen Bewertungen bestimmt. Entscheidend für unser Lebensgefühl ist darum oft, welche „*Wertschätzung*“ wir von unseren Freunden, Kollegen, Nachbarn, auch von den Familienmitgliedern erhalten und welche wir den anderen zukommen lassen.

"Sag mir, was du in den Augen der anderen wert bist und ich sage dir, wer du bist."

Menschen leiden darunter, dass sie diesen dauernden Auf- und Abwertungsprozessen ausgesetzt sind; sie haben Angst, wenn sie hier nicht mehr mithalten können und - im wahrsten Sinne - als *wertlos* erscheinen.

Vor allem die öffentliche Wertschätzung hat einen Rang eingenommen, der kaum mehr zu überbieten ist. „Quote machen“ ist eine eher banale, aber wirtschaftlich höchst bedeutsame Variante dieses Bedürfnisses nach öffentlicher Wertschätzung und Anerkennung.

Wir alle, jedenfalls der größte Teil derer, die heute zu diesem Prälatenempfang gekommen sind, stehen in dieser Öffentlichkeit erstrebter, ersehnter und dann hoffentlich hin und wieder auch erlebter öffentlicher Anerkennung, erleben das Auf und Ab jener nicht unbedingt verlässlichen und vertrauenswürdigen Partnerin, genannt Öffentlichkeit. Das „Hosianna“ und das „Kreuzige ihn“ liegen – wie wir es schon aus der biblischen Passionsgeschichte kennen – sehr nahe beieinander. Der dramatische Absturz von Politikern, die einmal ganz oben waren, zeigen, wie schnell dieses vormals angenehme und willkommene öffentliche Ambiente zum Pranger, zum alles vernichten Pranger werden kann. Nur noch öffentlich ausgestellt, ob sie nun Kachelmann oder Strauss-Kahn heißen. Und die Medien und ihre Konsumenten weiden sich daran.

Aber auch dann, wenn unser Leben nicht auf einer so großen öffentlichen Bühne stattfindet, wir wissen um die Fallstricke, die nicht nur unser berufliches Dasein begleiten können; ahnen sie jedenfalls; befürchten, was noch harmlos wäre, diverse Fettnäpfe, in die man aus Versehen treten könnte. Und vielleicht stand manchen unter uns auch ein mögliches Scheitern durchaus schon vor Augen.

Dieser mögliche worst case....

Wie sehr Menschen mit ihren Taten, so verwerflich sie auch sein mögen, erbarungslos identifiziert werden, ja in der öffentlichen Wahrnehmung nichts anderes mehr sind und sein können als nur das, was sie getan haben, das haben uns beispielhaft – wie ein Menetekel – die Abstürze von Politikern in letzter Zeit in aller Dramatik vor Augen geführt.

Ein vierter Gedanke:

4. Der Mensch – das schulfähige Wesen zur Verantwortung gerufen

In einer Zeit, in der helfende und stützende Normen und stabile Lebensformen bröckeln, sind Menschen oft auf sich allein gestellt und bleiben es auch. Kaum wagen sie es auszusprechen, was ihr Leiden ist. Die gesellschaftliche Correctness verlangt: „keep smiling!“ Oder: „Don´t worry, be happy!“ Es gibt den Zwang, einen guten Eindruck zu machen.

Und nicht jeder kann sich einen guten Psychiater leisten.

Von seiner Schuld und seine Schuldgefühlen reden und ein anderer hört zu: das Eingeständnis einer gescheiterten Ehe, das Eingeständnis, die nötige Liebe und Zuneigung seinen Kindern vorenthalten zu haben, sie falsch oder überhaupt nicht erzogen zu haben, der Gewissensdruck nach dem Abbruch einer Schwangerschaft, die nicht endende Trauer nach dem Tod eines Angehörigen, die ausweglose Erfahrung, weder mit anderen noch mit sich selbst zurecht zu kommen: In solchen Situationen ist die Gegenwart eines vertrauenswürdigen Menschen etwas Befreiendes. Es ist befreiend, seine Schuld aussprechen zu können. Die Kirche erfährt und sagt es, dass Lasten von Schuld sich auflösen können, dass Berge von Trauer abgetragen werden, dass im Gram Gelähmte wieder gehen und dass Blinde, die die Wahrheit verweigern, wieder sehen können.

Dabei wird die Kirche, durch die nicht nur viel Gutes geschieht und geschehen ist, sondern die auch nach Luther „die maxima peccatrix“, die größte Sünderin auf Erden ist, sich an ihre eigene *auch* von Gewalt und Terror gezeichnete Schuldgeschichte erinnern müssen, auch an wissentliches und ungewolltes Beteiligtsein, an ihre oft mangelnde Zivilcourage oder den zu späten oder zu schwachen Widerstand: „Wir klagen uns an“, heißt es in der Stuttgarter Schulderklärung von 1945, „ dass wir nicht treuer gebetet, nicht mutiger bekannt, nicht fröhlicher geglaubt und nicht brennender geliebt haben.“

Die sich den Herausforderungen ihrer Zeit bewusst sich stellende Kirche ist immer auch die Kirche, die manchen Herausforderungen in der Vergangenheit ausgewichen ist oder sie übersehen hat, ist auch immer die gegenüber ihrem Auftrag und den ihr anvertrauten Menschen schuldig gewordene Kirche. Das hat nichts mit demonstrativen Schuldgefühlen zu tun, wohl aber mit ihrer Glaubwürdigkeit und ihrer Botschaft. Vor allem damit, dass Kirche selbst aus der Vergebung lebt, die sie verkündigt. Sonst wäre sie nicht Kirche, sondern nur ein Verein, dem es dauernd um seine eigene Selbstbehauptung und Selbstdarstellung geht.

Es gehört zum Ernstnehmen der elementaren menschlichen Bedürfnisse und Sehnsüchte, nämlich zu spüren, wie sehr Menschen darauf angewiesen sind, dass ihnen immer wieder Vergebung zugesprochen wird und sie nicht permanent auf ihre Vergangenheit festgelegt werden. Wir leben in einer Gesellschaft, die Fehler und Schuld selten verzeiht, v.a. bei denen, die öffentlich tätig sind. Der Pranger des Mittelalters ist durch die Schlagzeile der Medien ersetzt. Das erzeugt ein Klima der Erbarmungslosigkeit.

Auf der anderen Seite fällt das Eingeständnis eigener Schuld schwer. Der Sündenfall, der uns von der Bibel beispielhaft an der Geschichte von Adam und Eva erzählt wird, besteht einmal darin, dass sie vom Baum der Erkenntnis gegessen hatten und damit sich selbst zu Richtern über Gut und Böse gemacht hatten. Sie wollten ja wie Gott sein, der doch der letzte und alles entscheidende Richter ist.

Diese Rolle eines Richters und einer Richterin über Gut und Böse hat den Menschen immer wieder überfordert. Kriege und Terror gegen die „bösen“ Anderen zeigen es uns im Extremen. Aber auch das war ihr Sündenfall, dass die beiden unfähig waren, ihre Schuld einzugestehen.

„Ich war's!“ So hieß die diesjährige Fastenaktion. Sie sollte uns daran erinnern, dass es zur Freiheit eines Christenmenschen gehört, seine Schuld oder Schuldanteile zu sehen und sich zu seiner Schuld zu bekennen und gegebenenfalls die nötigen Konsequenzen zu ziehen. Wir müssen – wie es die Medien taten – die ehemalige Bischöfin nicht zu einer moralischen Heldin machen. Aber die überwältigende Resonanz ihres Rücktritts in der Öffentlichkeit, zeigt doch, wie groß das Bedürfnis nach Wahrhaftigkeit in unserer Gesellschaft im Grunde ist und dass der Versuch, mit Ausflüchten und Verharmlosungen seine Haut zu retten, am Ende nicht erfolgreich sein kann.

Sich zu seiner Schuld bekennen kann freilich nur der, der trotz aller Anfechtung seines Gewissens, trotz aller Schamgefühlen, die uns in solchen Situationen überfallen, aus der Gewissheit lebt: *Mir wird Schuld vergeben*. Wissen wir denn, was wir da eigentlich beten, für uns selbst beten, wenn wir sprechen: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“.

Wie sieht es da in unserem persönlichen, privaten Leben aus? Leben wir in einem Klima, das unsere Nächsten und Allernächsten ermutigt, ja sie dazu befreit, Fehler und Schuld einzugestehen? Oder ist es ein Klima, das Angst macht, ein Klima, wo man sich einfach nicht getraut, wahrhaftig zu sein, weil man weiß: das würde der oder die nie aushalten. Da müsste ich mit schlimmsten Reaktionen rechnen.

Wir hören das oft: Wir sind eine fehlerfreundliche Gemeinschaft, eine fehlerfreundliche Institution. Aber dann fällt es Vorgesetzten doch unheimlich schwer, sich *nicht* moralisch über diesen „fehlerhaften“ und schuldbeladenen Mitarbeiter zu erheben und ihn nicht „fertig zu machen“. Die klammheimliche Freude an den Niederlagen, am Scheitern der Anderen und unser eigenes Bemühen, diese „Freude“ beim Anderen auf keinem Fall aufkommen zu lassen, ist wohl mit einer nicht zu unterschätzenden Antriebsfeder unsres Handelns und Verhaltens. Nicht nur in der Politik. Denn die Schuld und der Fehler des Anderen ist immer eine willkommene Gelegenheit, von seinen eigenen Fehlern, von seiner eigenen Schwäche und Schuld abzulenken. Die Bitte des Vaterunsers: „Und führe uns nicht in Versuchung!“ gilt auch für diesen Fall.

Viele in dieser Leistungsgesellschaft leben unter einem enormen Erfolgsdruck. Vor allem wenn man sieht, dass die eigene Leistung, man mag sich noch so anstrengen wie man will, nicht reicht.

Karrieren verpflichten. Scheitern ist nicht vorgesehen.

Burn out ist nicht oder eher selten zuviel Arbeit. Es ist vielmehr die Erfahrung, den Ansprüchen und Forderungen der Anderen, seinen eigenen Ansprüchen nicht mehr zu genügen. Es weder den Anderen noch sich selber *recht* machen zu können.

Die Zahl der Selbstmorde übersteigt schon seit Jahren die der Verkehrstoten. Ein auf Expansion und andauerndes Wachstum ausgelegtes Gesellschaftsmodell kann die Vorstellung von einer vernünftigen Grenze von allem, von der Grenze unserer Bedürfnisse und vom Begrenztsein unsrer Erlebnisfähigkeit, nur sehr schwer denken, geschweige in das eigene Leben konkret integrieren. Wir sind –

wie der kleine Häwelmann in dem bekannten Märchen – immer noch auf „Mehr“ aus und wissen in dieser Multioptionsgesellschaft schon längst nicht mehr, wie dieses „Mehr“ eigentlich aussehen soll – und was es uns eigentlich an mehr Lebensqualität bringen soll.. Wir stehen nicht selten unter dem Stress, mehr aus uns machen zu sollen, als das, was wir selbst sind und je sein könnten.

Die Bibel versteht unter Sünde genau jene von uns von außen zugemutet und nicht selten von uns selbst verschuldete Maßlosigkeit, unter der viele von uns leiden. Sünde meint genau jenes um sich selbst kreisen, auch ein in sich selbst vernarrt sein, so dass jemand nur noch sein eigenes Ego, seine Interessen und Bedürfnisse vor Augen hat und sonst kaum etwas anderes.

Von Kindern sagen wir, wenn sie sich intensiv ihrem Spiel widmen, ohne sich von ihrem Umfeld – und wäre es noch so laut – drausbringen zu lassen, „sie sind ganz bei der Sache“. *Selbstvergessen* ist das deutsche Wort dafür. Selbstvergessen – und doch ganz bei sich.

Wo das gelinge bei unserer Arbeit, im Zusammensein mit anderen, nämlich uns zu vergessen, zu vergessen wie wichtig wir sind oder wie wichtig wir sein sollten und nicht dauernd danach zu schielen: Wie komme ich an? Wie denkt der oder die jetzt über mich? Was könnte morgen über mich in der Zeitung stehen?

Wo wir eine solche Selbstvergessenheit erleben, gehören solche Erfahrungen zu den glücklichsten Momenten unseres Lebens

Martin Luther nennt diese Erfahrung „die Freiheit eines Christenmenschen“. Es ist eine Glaubenserfahrung. Eine Freiheit, in der ich bei allem Planen und Sorgen letztlich von der *Sorge um mich selbst* befreit bin. Ein solcher Mensch ist wahrhaft frei. So ist – wie Luther in seiner berühmten Freiheitsschrift von 1520 schreibt: „Ein Christenmensch ein freier Herr (und wir dürfen hinzufügen: eine freie Frau) und niemandem untertan“. Aber gleichzeitig – in der damaligen Sprache formuliert – ein dienstbarer Knecht und jedermann untertan. Und zwar in der Liebe!

In der Liebe! Es ist also eine Freiheit, in der ich frei werde, mich anderen zuzuwenden, Verantwortung für meinen Nächsten zu übernehmen ohne durch diesen Dienst wiederum in eine falsche Abhängigkeit zu geraten. Dadurch würde jede Nächstenliebe nur verkrampfen.

Zum Zentrum des christlichen Menschenbilds gehört der Glaube an die Rechtfertigung des Sünders, gehört die Befreiung aus diesem zermürbenden Kreislauf um sich selbst, der einen auf Dauer kaputt macht und andere mit, die in diesen Kreislauf mit hinein gezogen werden.

Ein fünfter Gedanke:

5. Der Mensch hat keinen Wert, sondern eine Würde

Einen Geldschein kann man auf- und abwerten. Leistungen werden bewertet. Die Menschenwürde, wie sie aus der Gottebenbildlichkeit des Menschen abgeleitet wird, entzieht aber allen Wertmaßstäben und Bewertungsvorgängen. Die Menschenwürde ist unverfügbar.

Der französische Bischof Jacques Gaillot erzählt von einem Mann, der im Pariser Gard du Nord eine Obdachlosenzeitung verkauft. Ein Reporter kommt des Wegs und sagt: „Nicht wahr, diese Aufgabe gibt ihnen die Würde zurück.“ Der Mann schüttelt den Kopf und lächelt und sagt: „Meine Würde? Die habe ich nie verloren.“

Zwei entscheidende gegensätzliche Positionen sind in dieser kurzen Geschichte festgehalten. Der Reporter sieht die Menschenwürde wie eine Ausstattung, die verloren gehen oder wieder erworben werden kann. Der Obdachlose hat in all seiner Armut den Sinn dafür bewahrt, dass niemand ihm seine Menschenwürde rauben kann. Das eine Mal wird die Würde durch eine bestimmte Leistung erworben. Das andere Mal *bleibt* die Würde bei der Person, ganz egal, welchen gesellschaftlichen Rang diese Person einnimmt, zu welcher Rasse oder Religion dieser Mensch gehört. Die Vorstellung von einer Würde, die gesteigert oder vermindert werden könnte, wäre eine Zerstörung der Würde selbst. Das gilt auch für den Fall, dass sich jemand – wie man sagt – würdelos verhält, ja dass er die Würde des Anderen mit Füßen tritt, also nur Böses tut.

Dennoch: Er, der Täter, der schlimmste Terrorist, der furchtbarste Amokläufer behält seine Würde, auch wenn wir seine Taten verurteilen müssen und er dafür zur Rechenschaft gezogen werden muss. Freilich, wer von der unverlierbaren Würde der Täter spricht, kann das erst tun, wenn er von den Opfern spricht und von dem, was ihnen angetan wurde. Manchmal haben wir den Eindruck, dass in den Medien die Täter viel interessanter sind und die Opfer und ihr Leid, ihre entwürdigenden Erfahrungen in Vergessenheit geraten.

Wir müssen böse nennen, was böse ist. Aber es gehört zum Zentrum eines Menschenbildes, das sich von der Gottebenbildlichkeit *des* Menschen, also jedes Menschen herleitet, die uns böse erscheinenden Menschen nicht mit dem Bösen selbst zu identifizieren und sie damit aus unserer Gemeinschaft zu verdammen, zu exkommunizieren.

Ich habe es selbst im Trauergottesdienst in Winnenden miterlebt, wie unmöglich es für die Angehörigen war, nicht nur die 16 Kerzen für die Opfer auf den Altar zu stellen, sondern auch eine Kerze für den Täter, jenen Tim K. Später ganz am Schluss dieses Gottesdienstes hat es eine Schülerin gewagt – und niemand hat sie daran gehindert.

Auch die Diskussion um den Tod von Osama bin Laden gezeigt: so sehr wir froh sein dürfen, dass er sein Todeswerk nicht mehr verrichten kann, so sehr behält auch ein Osama bin Laden die jedem Menschen zustehende Menschenwürde. Wo ein Mensch zum Schutz vor weiteren Untaten getötet werden muss, kann das deswegen nur ein Ausnahmefall bleiben und kann – wie wir es von den Männern des 20. Juli 1944 wissen – nicht ohne inneren Gewissenskonflikte abgehen.

Keine Frage: Wir müssen uns immer wieder darüber verständigen, was wir mit Gründen gut und mit Gründen böse nennen.

Und wir haben alle miteinander die Aufgabe, dem Bösen unter uns zu widerstehen. Freilich, ohne dabei die uns als böse erscheinenden Menschen selbst mit dem Bösen zu identifizieren.

Diese Gedanken sind letztlich begründet, dass jeder Mensch Gottes Geschöpf ist und Gottes Geschöpf *bleibt*, auch wenn er in extremer Weise schuldig geworden ist.

Nach unserem evangelischen Verständnis der Menschenwürde ist deswegen der erste Satz unseres Grundgesetzes: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ nur zu lesen im Zusammenhang des ersten Satzes der Präambel. Dort heißt es ausdrücklich, dass „im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen“ das deutsche Volk dieses Grundgesetz beschlossen hat. Nur wenn die Menschenwürde aus der Gottesbeziehung begründet wird, bleibt die Unantastbarkeit und ihre Gültigkeit für alle Menschen gewahrt. Sonst wäre sie Willkür und Opportunität ausgeliefert. Der Gottesbezug, der leider in der europäischen Verfassung fehlt, ist somit eine Art Widerlager z. B. gegen Wirtschaftsprozesse, in

denen der Mensch nur noch als Produzent und Konsument in den Blick kommt, wo der Mensch für andere Zwecke, Absichten und Ideologien als bloßes Mittel instrumentalisiert und missbraucht wird.

Betrachte ich aber den Menschen nur als Mittel, dann wird er „unter der Hand“ zu einer Sache oder zum bloßen Fall, zu einer Fallzahl oder zum bloßen Kostenfaktor. Wir kennen diese Begriffe, die uns eigentlich hellhörig werden lassen müssten.

Aber nun ist des Menschen Würde unverfügbar – „dies ist ein Erbe, das der christliche Glaube an die Welt und an die Menschen weitergibt...“ (Huber) Dieses Erbe ist nicht hoch genug einzuschätzen.

Deswegen hat der Mensch in den Augen Gottes - *jeder Mensch - keinen Wert*, sondern eine *Würde*. Wir müssen in unserer Gesellschaft darüber nachdenken, wo Menschen ihr unveräußerliches Menschenrecht, nämlich ihre Würde angetastet oder verletzt wird.

Denn die Tatsache, dass die Würde an keine Voraussetzungen oder Bedingungen geknüpft ist, macht sie nicht folgenlos.

Darum sind von uns – in welcher Verantwortung, in welchen Beziehungen wir auch stehen – Verhaltensweisen und Entscheidungen verlangt, die der Menschenwürde würdig sind.

Zwei dieser Folgen möchte ich beispielhaft nennen, darum mein sechster Punkt:

6. Menschenwürde – am Anfang und am Ende des Lebens

Es gehört zur Grundüberzeugung unsres evangelischen Glaubens und damit zum Wesensmerkmal eines christlichen Menschenbildes, dass der Mensch von Anbeginn an, also nach der Verschmelzung von Samen und Eizelle den Schutz der Menschenwürde genießt. Auch für künstlich erzeugte Embryonen gilt die Fürsorgepflicht. Ein Eingriff in den Lebensschutz für den frühen Embryo kann nur deshalb vertretbar sein, wenn es sich um einen Konflikt handelt, der anders nicht gelöst werden kann. Ähnliches gilt für die Präimplantationsdiagnostik (PID). Wenn Menschen um ihrer Würde willen nicht instrumentalisiert werden dürfen, dann gilt das auch für Verfahren, wo es um die Planung gewünschter Eigenschaften, also um eine Art Menschengzüchtung geht.

Aber stellen Sie sich vor: Nur noch gerade Nasen. Nur noch ebenmäßige Münder. Die Menschen – das wäre die Horrorvorstellung – würden dabei immer mehr das

Aussehen von Schaufensterpuppen annehmen, wo wir doch auch heute Morgen einen großen Gefallen daran haben, dass mein Mitmensch in vielem etwas anders ist als ich.

Aber im Ernst: Es ist wohl eine Illusion, als könnte die Praxis der PID auf den Ausschluss schwerster genetisch bedingter Behinderungen beschränkt werden. Hier kann es gewiss zu schwierigen Konflikten, zu Gewissenskonflikten kommen, wo Arzt und Eltern miteinander abwägen müssen.

Aber selbst das Auffinden von Wegen zur Heilung bisher unheilbarer Krankheiten darf nicht zu einer ethischen Argumentation führen, die nach dem Muster verfährt: der Zweck heiligt die Mittel. Vor allem dann nicht, wenn der Mensch selbst dieses Mittel sein soll, das zu einem – noch so hochrangigen – Zweck eingesetzt werden soll.

Die Frage nach der Würde stellt sich auch am Ende des Lebens. Dann nämlich, wenn z. B. der finanzielle Aufwand für die Pflege des alten, in seinen Lebensmöglichkeiten eingeschränkten und behinderten Menschen seinen "Wert", nämlich als Kosten verursachender Patient, immer mehr zu bestimmen scheint.

Zu einem christlichen Menschenbild gehört darum eine "Kultur der Anerkennung und Barmherzigkeit", eine Kultur, die beides soweit und so gut als möglich in einer Balance zu halten versucht: die nötige Fürsorge verbunden mit dem Maß an genauso notwendiger Selbstbestimmung, in der sich ein pflegebedürftiger Mensch nicht nur als Opfer seiner gesundheitlichen Verhältnisse erfahren muss. Das muss auch bei der so genannten Patientenverfügung gut bedacht sein.

Auch dies hat mit der Menschenwürde zu tun, die jenseits aller Bewertungsmaßstäbe liegt. Wir alle, insbesondere unsere Kirche, sind herausgefordert, dafür zu werben, dass Menschen Lust und Freude daran gewinnen, an einer solchen Kultur der Liebe und des herzlichen Füreinander - da mit zu wirken und gestalterisch dabei zu sein. Mit den Kräften, Begabungen und Möglichkeiten, die jedem einzelnen zur Verfügung stehen.

Freilich: Die Erfahrung der Grenzen, des Endes, von Endlichkeit gehört zu den unseren Alltag begleitenden Erfahrungen, auch wenn wir uns diese Erfahrungen nicht immer bewusst erreichen.

In einem Zeitalter, wo alles reproduzierbar, wiederholbar, speicherbar ist – zeitlich unbegrenzt, ist die Vorstellung vom Ende von allem, auf jeden Fall vom Ende meines Lebens erst einmal ein ziemlich irritierender und auch ungemütlicher Ge-

danke. Zu einem christlichen Menschenbild gehört darum auch, das zu bedenken, vor dem wir eher ausweichen, vielleicht auch deswegen weil es uns weitgehend sprachlos macht.

So komme ich zum 7. Abschnitt:

7. „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Joh, 3.2)

„Herr lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Die Bibel hat eine sehr nüchterne Einstellung zum Tod. „Vom Staub bist du genommen, zu Staub musst werden...“, heißt es an anderer Stelle. Die Bibel beschönigt nichts – im Unterschied zu mancher Begräbniskultur, die immer mehr dazu übergeht, den sanften Übergang zu beschwören und zu bebildern. Sanft ist der Tod in der Regel nicht, auch wenn wir ihn uns so wünschen. Ein Wunsch nach Unsterblichkeit durchzieht die Texte der Todesanzeigen. Wir spüren etwas von der manchmal geradezu verzweifelten Suche, mit dem geliebten Angehörigen noch irgendwie in Verbindung zu bleiben: in der Erinnerung, in den Spuren, die er hinterlassen hat. Im Nachruhm, die Nachrufe und Grabsteine festhalten sollen.

Dagegen geht der christliche Glaube von einer Gottesbeziehung aus, die nicht im Tode endet. Wenn das gilt, wie es in dem bekannten Kinderlied „Weißt du wieviel Sternlein stehen“ heißt: „kennt auch dich und hat dich lieb“ - wenn das gilt, dann hat dieses Kennen und diese Liebe über den Tod hinaus Bestand. Eine Liebe auf Zeit, wie es nun leider unsere Liebe ist – „bis dass der Tod uns scheidet“, ist Gottes Liebe nicht. Dafür steht das Kreuz in unseren Kirchen. Gewähr dafür, dass diese Liebe, dass dieses „fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen“ (Jes 53, 1) ernst gemeint ist.

Wenn wir aus den Einkaufsstraßen auf einmal in eine kühle Kirche kommen – wie in eine andere Welt, dann mag uns eine solche Ahnung überfallen, nämlich: dass dieses Leben mit seinen Terminen, Freuden und Frustrationen und mit dem, was ich mir für morgen und übermorgen vorgenommen habe, nicht alles gewesen sein kann, nicht alles gewesen sein darf.

„Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus, flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus...“ So beschreibt Eichendorff diese Begegnung mit einer anderen Welt.

Paul Gerhardt hat in einem meiner Lieblingsverse diese Hoffnung schön in Worte gefasst, aus dem Lied „Geh aus, mein Herz, und Suche Freud“: „*Ach, denk ich,*

bist du hier so schön und lässt du's uns so lieblich gehen auf dieser armen Erden: was will doch wohl nach dieser Welt dort in dem reichen Himmelszelt und güldnen Schlosse werden!“

Dass wir am Ende vielleicht nicht unbedingt in einem Schloss, aber auf jeden Fall bei Gott, in seinem Hause ankommen – wie immer dieses Zuhause aussehen mag – und nicht in einem dunklen Loch, nicht im puren Nichts landen – das ist die Hoffnung, eine Hoffnung, die nicht gerade tagesaktuell zu sein scheint. An dieser Hoffnung bewährt sich letztlich die Glaubwürdigkeit eines christlichen Menschenbildes. Überhaupt sollten wir häufiger über unsere Hoffnungen Rechenschaft geben, im Gespräch miteinander, auch im Gespräch zwischen den Kirchen und Religionen.

„Gott schuf den Menschen sich zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn...“

Denken wir dieses Bild, zu dem uns Gott, einen jede und eine jede von uns – mit ganz unterschiedlichen Nasen und Ausprägungen, mit unseren unnachahmlichen Arten und Unarten -, denken wir uns dieses Bild als ein Kirchenfenster, dann scheint bei einem jeden von uns etwas durch aus dieser anderen Welt. Mehr oder weniger.

Aber eigentlich müsste es reichen, damit die Menschen erkennen, woher sie kommen und wohin sie gehen: eben immer nur nach Hause, wie es bei Novalis heißt. Es bleiben gebrochene Strahlen. Aber manchmal leuchten sie in den herrlichsten Farben. Und auch wenn das Fenster, das Kirchenfenster meines Lebens etwas angebrochen sein sollte, es scheint trotzdem. Jeder Mensch ist so Gottes Ebenbild, eines dieser Fenster, die viel davon durchscheinen lassen, jedenfalls mehr, als wir denken. Mehr, als wir bei uns selbst vielleicht vermuten.

Wir müssen nicht unbedingt über unsere eigene Leuchtkraft Auskunft geben können. Von uns wird nicht unbedingt etwas Spektakuläres erwartet. Beziehungen, Gemeinschaften leben oft allein davon, dass jeder und jede das Selbstverständliche tut, das, was sich eben von selbst versteht.

Und so hat der allmächtige und barmherzige Gott - so äußert sich Martin Luther einmal in einer Vorlesung – Wohlgefallen an einem freundlichen Gesicht und an einem reizenden Lächeln, mit dem man einen Angefochtenen trösten kann, und zuweilen sogar an einem – die Mitmenschen ergötzenden und ihre Anfechtung zum Teufel jagenden gelungenen Witz.“